

„Der Sandler“ – Obdachlosigkeit in München und anderswo

Interview mit Markus Ostermair

In seinem Roman „Der Sandler“ – erschienen 2020 im Osburg Verlag – schildert Markus Ostermair sehr eindringlich die Probleme, die das Leben in der Obdachlosigkeit mit sich bringt. Ostermair, 1981 geboren, lebt in München, wo er während seines Zivildienstes in der Bahnhofsmision begann, sich mit dem Thema Obdachlosigkeit auseinanderzusetzen. Diesen Roman stellte er am 11.5.2023 in Wien auf einer Lesung der Armutskonferenz – Österreichisches Netzwerk gegen Armut und soziale Ausgrenzung, der Sektion Soziale Ungleichheit der ÖGS und es ASH-Forums vor.

Was uns so gut an deinem Roman gefallen hat, das ist diese Innenperspektive, das Immer-ausgeliefert-Sein, dass das so gut rüberkommt – und auch so spannend ist.

Das freut mich, dass ihr das so seht.

Und selbst als Karl, die Hauptfigur – also „Der Sandler“ – dann eine Wohnung findet, geht dieses Ausgeliefertsein weiter, weil es keine offizielle Wohnung ist.

Es durfte gar nicht so sein, dass er zur Ruhe kommt. Denn das ist es ja, was meiner Meinung nach Obdachlosigkeit auszeichnet: Keinen Raum, keine Verfügungsgewalt über irgendeinen Raum zu haben. Auch in Räumen, die für Obdachlose da sind, also in Wärmestuben, der Bahnhofsmision und so weiter. Wenn man sich dort an einen Tisch setzt, gehört einem der Tisch ja nicht. Jeder freie Platz muss besetzt werden dürfen. Wenn einer kommt, mit dem man nicht grün ist, dann muss man wählen – entweder Konfrontation oder Rückzug. In beiden Fällen verliert man den Platz. Konfrontation ist nicht erlaubt, also gehen die meisten dann einfach. Diese Möglichkeit des Rückzugs, diese Freiheit besteht immer. Aber es ist eine Freiheit, die überhaupt nichts mit Sicherheit und überhaupt nichts mit Bestimmungsgewalt über die eigene Sphäre zu tun hat, weil man draußen immer den Blicken und Zuschreibungen der anderen ausgeliefert ist.

Und das ist wirklich so schlimm?

Ja. Wir als Obdachhabende kommen gar nicht auf die Idee, wie tief unser Normalzustand geht und wie sicher dieser Zustand uns unseren Alltag gestalten lässt. Wir können immer, wenn es stressig ist, oder wenn wir keinen Bock auf irgendwen haben, die Tür zu machen und wieder zur Ruhe kommen. Wir haben einen Raum, wo wir unbeobachtet sein können und unser gesamter Besitz in Sicherheit ist. Aber wenn man das Monate oder Jahre lang nicht hat, dann macht das etwas mit einem. Nirgendwo kann man sich fallenlassen, nirgendwo seine Batterien wieder aufladen. Auch

Leute, die nach Jahren eine Wohnung bekommen, kommen ja da nicht gleich an. Das dauert und bedarf oft intensiver Betreuung. Und *Housing First* wäre dann der Ansatz, dass es gar nicht so weit kommt, dass die psychischen Belastungen, die sich eben entwickeln, wenn man monate- oder jahrelang auf der Straße gelebt hat, gar nicht so entstehen können.

***Housing First* verstehst du jetzt als eine ziemlich schnelle Intervention?**

Ja, damit langfristige, sich verfestigende Obdachlosigkeit einfach nicht mehr entstehen kann. Ich habe von Menschen gehört, die eine eigene Wohnung bekommen haben und die dann auf dem Boden geschlafen haben. Aus Angst, dass sie die Wohnung wieder verlieren könnten. Sie wollten sich nicht an sie gewöhnen. Also die Vorstellung: Da ist eine standhafte Mauer und da ist eine Tür, über die ich verfüge – das ist Menschen mit einer langen Obdachlosen-Biografie verloren gegangen. Obdachlosigkeit ist ein extremer psychischer Ausnahmezustand: Je länger er andauert, desto verheerender ist er.

Wenn man den Roman liest, bekommt man das Gefühl: Die können gar nicht mehr wohnen.

Deswegen sehe ich *Housing First* schon auch als langfristige Strategie, dass es zu so einer psychischen Verelendung gar nicht erst kommen kann. Für mich gehören auch Menschen – meist sind es Frauen –, die häusliche Gewalt erleben, bereits zu den verdeckt Obdachlosen, weil die vier Wände hier ihre Schutzfunktion längst verloren haben. Der Mensch braucht Privatsphäre und Rückzugsräume als wesentliche Bestandteile seines Daseins. Die Verfügungsgewalt über einen Raum, in dem er mit sich alleine sein und darüber bestimmen kann, wann öffne ich diesen Raum und wann schließe ich ihn wieder, und wann gehe ich auf andere zu und wann ziehe ich mich zurück. Der Mensch braucht Sichtschutz. Viele berichten davon, dass sie, wenn sie in *Housing First* sind, erst einmal Wochen brauchen, um zur Ruhe zu kom-

men. Erst nach einer gewissen Zeit können sie die angebotene Hilfe wahrnehmen. Ich habe immer wieder gelesen und das auch mitbekommen, dass die meisten erstmal wochenlang gar nichts machen, aber dann aktiv werden, wenn die Batterien wieder aufgeladen sind, wenn sie merken, jetzt kann ich mich wieder mit anderen austauschen, ich kann wieder andere in mein Leben lassen, denn die waren ja vorher die ganze Zeit als anonyme Masse da.

In deinem Roman schilderst du sehr eindringlich das Leben von Obdachlosen in München. Was kann Literatur was Sozialforschung nicht kann?

Ich habe Erfahrungen mit obdachlosen Menschen während des Zivildienstes und später bei der ehrenamtlichen Arbeit gesammelt. Als ich Jahre später am Roman geschrieben habe, habe ich kaum noch Recherche betrieben. Die Gespräche, Beobachtungen und die Situationen während der praktischen Sozialen Arbeit waren eindrücklich genug. Trotzdem habe ich mich immer gefragt: Kann ich das überhaupt adäquat darstellen, müsste ich nicht noch viel mehr recherchieren? Sozialforschung hingegen ist ja institutionalisiert. Die haben die Gelder und die Zeit dafür, aber eine emotionale Involviertheit kommt dabei nicht rüber. Das ist ganz klar ein Beobachten eines Phänomens von außen, um Erkenntnisse zu gewinnen, Aufsätze zu schreiben und Gesellschaftsmodelle zu entwickeln. Aber was eine Kunstform wie Literatur halt kann, wofür man sich aber auch eine Menge emotionale Arbeit machen muss, ist das Sich-Hineinversetzen und das Sich-wirklich-damit-Auseinanderzusetzen: Was bedeutet es für einen Menschen, nicht nur eine Nacht auf der Straße zu schlafen, sondern seit zehn Jahren auf der Straße zu sein? Was macht das mit einem, wenn jeden Tag abertausende Menschen an einem vorbeigehen und einen nicht anschauen?

Du hast ja in der Bahnhofsmision in München gearbeitet?

Ja. Ich habe zehn Monate Zivildienst gemacht und dann noch ehrenamtlich während des Studiums in Nachtschichten und Wochenenddiensten dort gearbeitet. Eher sporadisch, weil die Arbeit auch ziemlich anstrengend war.

Gab es Obdachlose, die den Roman gelesen haben?

Ja. Die aus der Bahnhofsmision nicht, weil ich über die Jahre den Kontakt verloren habe, aber andere. Die, die es gelesen haben, haben mir alle ein sehr gutes Feedback gegeben. Die haben gesagt,

es gehe ihnen fast zu nahe. Einer sagte, es habe lange gedauert, bis er es fertiggelesen hatte, weil er es immer wieder zuklappen musste. Das ist ein bisserl komisch, dass jetzt so zu sagen: Ich will ja nicht stolz darauf sein, dass ich die Menschen irgendwie triggere. Aber es ging mir schon darum, dass so realistisch wie möglich darzustellen. Ich habe mich lange gefragt: Kann ich das so erzählen als jemand, der eben diese Erfahrungen selbst nicht gemacht hat? Es gibt ja den Diskurs: Kann man über etwas schreiben, das man nie am eigenen Leib erfahren hat? Das ist eine sehr wichtige Frage, an der auch Macht und Geld hängt. Aber Obdachlosigkeit ist halt ein Spezialfall. Jemand müsste erstmal obdachlos werden, dann die Obdachlosigkeit hinter sich lassen und dann noch einen Roman darüber schreiben. Bei Obdachlosen gibt es auch meistens keine zweite oder dritte Generation, die dann nach einem Bildungsaufstieg beginnen, dieses Thema zu bearbeiten. Und viele Autoren sagen, dass sie jahrelange Distanz zu ihren eigenen Erlebnissen brauchen, bevor diese zu Literatur werden können. Das ist schon theoretisch kaum vorstellbar, dass das eine betroffene Person machen kann. So habe ich das vor mir gerechtfertigt, dass der Roman eine Art Für-Sprache ist.

Könnte man Obdachlosigkeit nicht auch simulieren?

Wie gesagt, ich selbst war nie obdachlos. Aber das kann man auch nicht simulieren. So ein Selbstversuch funktioniert vielleicht beim Draußenschlafen: Diese Geräusche, wenn die Stadtreinigung an einem vorbeifährt, in der Früh um vier. Das macht schon was. Aber das Bewusstsein ist trotzdem ein anders, denn man kann sich ja nicht austricksen, weil man den psychischen Zustand nicht simulieren kann. Man weiß ja, es ist nur ein Versuch, ich habe noch Eltern, ich habe eine Partnerin/einen Partner, ich habe immer noch alle Freunde, und die wissen auch von meinem Versuch. Und vielleicht habe ich auch jemandem gesagt: Wenn ich mich morgen nicht melde, dann ist vielleicht was passiert. Also eigentlich ist es nicht simulierbar, weil man dann die sozialen Kontakte nicht mehr hätte. Man hätte seine Freunde schon monatelang nicht mehr angerufen, oder die hätten einen längst nicht mehr angerufen. Das sind so Wechselspiele, wo man sich dann nach und nach sozial völlig isoliert oder isoliert wird.

Sind Leute, die auf der Straße leben, Leute, die psychische Probleme haben?

Ja, klar. Schon in der Bahnmissionsmission haben wir uns immer gefragt, sind psychische Probleme die Folge oder die Ursache der Obdachlosigkeit.

Und zu welchem Schluss seid ihr da gekommen?

Es ist wahrscheinlich ein Zusammenspiel von beidem. Aber wie ich die SEEWOLF-Studie (*Seelische Erkrankungsrate in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe im Großraum München, untersucht seit 2011, Anm. d. Red.*) rezipiert habe, ist das so: Obdachlosigkeit – egal wie – verstärkt und verschlimmert jede psychische Erkrankung, die vorher womöglich schon da war, ins Extreme. Vielleicht waren einige von Anfang an labiler oder hatten irgendwelche Probleme. Es kann sein, dass das zu Obdachlosigkeit geführt hat. Aber es kann ja nicht angehen, dass bei einer psychischen Erkrankung überhaupt die Gefahr besteht, obdachlos zu werden. Da fehlt es einfach an geeigneten Hilfen, denn Obdachlosigkeit ist immer eine extreme Verschlimmerung. Und so habe ich das auch in meiner Zivi-Zeit wahrgenommen: Menschen, die am Anfang noch ziemlich normal drauf waren, hatten gegen Ende stark abgebaut. Man hat gemerkt, dass das extreme Kraft kostet, auf der Straße durchzuhalten. Und diese Kraft lässt irgendwann nach. Teilweise konnte man zuschauen, wie die quasi überschnappen, wie es irgendwann nicht mehr geht.

Wie muss man sich das vorstellen?

Wenn man die ganze Zeit an einem Platz ist und nicht angeschaut wird, oder eben angegafft wird, oder eben gesehen wird und dann wird wegge-guckt – das nehmen Menschen wahr, und das macht was mit ihnen. Und ich glaube, dass Abstumpfung oder Schamlosigkeit eben auch Folgen davon sind. Es hängt natürlich von der Persönlichkeitsstruktur ab: Die einen ziehen sich immer weiter zurück, gehen tatsächlich in den Wald, wollen wirklich unsichtbar werden, und andere sagen: Wenn ihr mich schon seht, dann sollt ihr auch alles sehen! Das sind dann die, über die sich der brave Bürger oder die brave Bürgerin echauffiert: Schämt der sich nicht – also darüber, wie selbstverständlich der oberkörperfrei in der Fußgängerzone ist oder an den Baum pinkelt. Aber ich glaube, dass auch das eine Folge davon ist, dass man lange diesen Blicken ausgesetzt ist – dieses absolute Fehlen einer Privatsphäre. Das habe ich beides erlebt, und ich würde sagen: Das sind alles Bewältigungsstrategien einer Situation, die unmenschlich ist.

Die Leute haben doch viel Zeit. Warum verelen-

den sie so?

Wäsche waschen, Körperhygiene, das kostet, wenn man auf der Straße ist, extrem viel Zeit und Aufwand. Die Waschmaschinen sind in der Unterzahl, die Leute sind in der Überzahl, also gibt es Listen, auf denen man sich eintragen muss, aber auf denen auch immer zu wenig Platz ist. Die Basic-Dinge, die wir nebenbei erledigen, das ist für einen Obdachlosen, der sich längere Zeit auf einem Level hält und eben nicht verwahrlost, wirkliche Koordinierungsarbeit. Man muss zu Fuß dahingehen oder Geld für eine Fahrkarte haben, man muss alles auf dem Rücken schleppen, man muss die Sachen trocknen. Andererseits sind diese ganzen Arbeiten und Beschäftigungen für die, die sie noch leisten können, auch relativ stabilisierend, also diese Tagesstruktur. Das berichten Obdachlose immer wieder. Psychische Krankheiten sind ja eigentlich auch Zeitfaktoren. Wenn du drei Monate Urlaub hast, ist es perfekt. Wenn drei Jahre lang niemand was von dir will, dann kann das ein ziemlicher Horror sein. Die einen, die schaffen es dann wirklich, das als Ich-kümmere-mich-um-mich-selbst zu leben und geben sich damit Arbeit und Struktur. Aber das frisst fast den ganzen Tag, kostet viel Kraft und wirklich befriedigend ist es auch nicht. Wenn man sagt: So jetzt habe ich heute meine Wäsche gewaschen und mich geduscht – ist das ein bisschen wenig an Erfolgserlebnis auf Dauer. Es gibt auch Obdachlose, die sind wirklich total pingelig und pedantisch. Die schlafen an festen Orten, da liegt ein Bettvorleger, so ein kleiner Teppich und die richten das dann hin, aber es darf dann auch nicht mehr irgendwie anders sein. Die legen ihre Wäsche genau zusammen, jeder Handgriff sitzt da. Ich interpretiert das so, dass das eben eine psychische Stütze ist für sie. Sonst passiert nichts, und das ist das, was sie noch am Leben hält und am Funktionieren, am Weitermachen. Aber wer weiß, ob der eine, der eben noch pedantisch auf die Sauberkeit achtet, im nächsten Winter noch derjenige ist, der die Ressourcen hat, das zu tun? Oder ob er dann nicht in das andere Extrem wechselt und sagt: Ich habe gar keine Kraft mehr, jetzt ist mir alles scheißegal. Man ist nie dabei. Da kommt einer mal eine Woche nicht in die Bahnmissionsmission, und wenn er das nächste Mal kommt, dann denkt man sich: Hoppala, da muss etwas passiert sein. Aber man kann immer nur interpretieren, von den Äußerlichkeiten her. Die Obdachlosen selber nehmen ja auch immer nur die Äußerlichkeiten der anderen wahr. Die sind keine wirk-

liche Gemeinschaft, die irgendwie untereinander zusammenhält, oder die sich kennt und viel voneinander weiß, nach dem Motto: Hey, wir teilen das selbe Schicksal! Ich hatte eher immer das Gefühl, sie sind genauso voneinander isoliert wie wir zu ihnen.

Auch in deinem Buch sind das so offene Geschichten. Zum Beispiel dieser Rainer: Warum schüttet er dem anderen den heißen Tee ins Gesicht? Weiß man nicht genau.

Ja, genau. Es besteht immer die Notwendigkeit zur Interpretation. Die ist natürlich bei uns auch da. Aber, weil wir alle ungefähr das gleiche Leben leben – jeder hat so seine Termine und Verpflichtungen –, nehmen wir uns als quasi normal wahr. Und diese Erzählung, normal zu sein und der Mitte der Gesellschaft zu entsprechen, entbindet von der ganzen Frage: Was steckt da jetzt für eine Geschichte dahinter? Wie gesagt, wir haben ja auch unsere Privaträume und können uns immer wieder dahin zurückziehen, ohne dass wir gleich irgendwie das Gefühl haben, von etwas beraubt worden zu sein. Ich habe in der Bahnhofsmision oder rum um den Bahnhof herum schon immer irgendwie das Gefühl gehabt, dass die Leute dort viel extremeren Schwankungen ausgesetzt sind. Da kommt dann einer, der eben gerade den und den Film fährt und irgendwie latent aggressiv ist, weil er vielleicht unter Verfolgungswahn leidet oder weil er vielleicht gerade bespuckt und beleidigt wurde. Das weiß man ja nicht, sondern man wird einfach konfrontiert mit den Auswirkungen, weil man sich notwendigerweise den Raum mit diesem Menschen teilen muss.

Ist der Schritt in die Obdachlosigkeit auch so eine Art Trotz, also ein Ausstieg aus dem System?

Bei Fernsehdokus werden Obdachlose auch manchmal gefragt: Machst du das jetzt freiwillig? Und warum gehst du nicht in die Notschlafstelle? Und als Antwort kommt dann ein gewisser Trotz, eine Verweigerungshaltung. Ich nehme diese Antworten schon ernst und glaube das denen in diesem Moment. Man muss sich aber auch die Frage stellen: Was sind die Alternativen, welche Wahlmöglichkeiten gibt es? Diese Notunterkünfte, die Obdachlose sicher viel besser kennen als wir – wie sind da die Zustände, welche Zumutungen muss man da über sich ergehen lassen? Will ich mit wildfremden Menschen in einem Zimmer eingepfercht werden, wenn ich eh nie Privatsphäre habe? Für viele ist die vermeintliche Privatheit im öffentlichen Raum wertvoller als ein Dach über dem Kopf,

wenn sie dafür eine aufgezwungene Intimität ertragen müssen. Aber das darf nicht verwechselt werden mit freiwilliger Obdachlosigkeit oder diesem Ich-verweigere-mich-dem-System. Das kommt in einem von tausend Fällen vor. Dieser Erzählung glaube ich, ehrlich gesagt, nicht. Auch alle ehemaligen Obdachlosen, mit denen ich gesprochen habe, sagen, dass sie das früher auch so behauptet hätten, gemäß der Erzählung: Ich bin ausgebrochen. Als ich sie dann mit der Frage konfrontiert habe: War es wirklich so, oder ist das nur eine Selbstwirksamkeitsbehauptung, die man dann äußert, wenn einer fragt mit Mikro und Kamerteam? Da haben die meisten dann gesagt, dass es völlige Machtlosigkeit war und Überforderung, aber eben psychologisch stabilisierend, so etwas zu sagen. Es hört sich ja auch für einen selber besser an, also dass man noch Entscheidungsgewalt über bestimmte Sachen hat. Eine Grenze zu ziehen hat immer etwas Ermächtigendes – und sei es einfach Nein zu gewissen Zumutungen zu sagen. Aber natürlich kann man sich auch aus Trotz ausklinken. Man merkt ja auch, dass man nicht reinpasst und den Anforderungen vielleicht nicht gerecht wird, sei es die Arbeitsstelle, die Partnerschaft und die überfällige Miete. Das wächst den Leuten über den Kopf. Und dann entstehen solche Selbsterzählungen und dann kann man sich das auch vorstellen, also quasi die Bindung zu kappen, ...

... also eine Exitstrategie.

Ja, genau. Aber eine Geschichte ist erst zu Ende, wenn sie zu Ende ist. Also es ist ja nicht so, dass der dann, wenn das Kamerteam weg ist, immer noch so ein souveräner Typ ist. Die anderen gehen und er hockt allein da und kühlt in der Nacht aus. Solche Erzählungen und Schutzbehauptungen sind ja auch mit enormen Opfern verbunden, die man dann aber eher nicht sieht, also sozialer Isolation, psychischen Belastungen oder eben ein viel früherer Tod.

Die manövrieren sich dann also selbst ins Aus. Wenn sie solche Schutzbehauptungen brauchen, dann können sie ja auch ihre Anliegen oder Bedürfnisse gar nicht selbst formulieren.

Deswegen muss für das Recht auf Wohnen gekämpft werden, und zwar nicht nur von denen, die keine Wohnung mehr haben! Es gibt auch Selbstvertretungen von wohnungslosen Menschen, die natürlich ihre politischen Anliegen formulieren können, doch das wird kaum wahrgenommen, weil armen Menschen eben auch Repräsentationsmacht fehlt. Es braucht breite Bündnisse, denn

Obdachlosigkeit ist ein politisch und strukturell akzeptiertes Massenphänomen. Wohnungslos sind ja nach der ersten offiziellen Statistik vom Herbst 2022 263.000 Menschen in Deutschland. Und dann gibt es die, die wirklich obdachlos auf der Straße leben. Das ist tatsächlich ein Massenphänomen, das sich natürlich schon lange ankündigte. Soundso viele Wohnungen verlieren die Sozialbindung, das sind ja Nachrichten von vor acht, zehn, zwölf Jahren. Ich habe das Gefühl, dass es mehr wird. Aber da bin ich kein Experte. Das ist wiederum der Vorteil von Sozialforschung, dass die da den Überblick haben und dann die Zahlen liefern können. Und das ist schon eine wichtige Sache, dass man weiß, in welche Richtung es gerade geht. Denn Obdachlosigkeit soll in der EU bis 2030 abgeschafft werden. Aber ich nehme nicht wahr, dass das passiert. Eher das Gegenteil.

Ist Obdachlosigkeit ein wichtiges sozialpolitisches Thema?

Ja, aber dieses Thema ist ein völliger blinder Fleck, weil immer nur Symptombekämpfung gemacht wird. Es gibt die Tafeln, da gibt es Essen umsonst, und Wärmestuben und so weiter – aber das Problem selbst wird nicht angegangen. Denn eigentlich dürfte es Obdachlose gar nicht geben. In der

Markus Ostermair



(Foto: Fabian Frinzel)

www.markusostermair.de

Download dieser Datei: <http://www.albanknecht.de/publikationen/2023-Ostermair-Der-Sandler-Interview.pdf>

bayerischen Verfassung steht's, und in der Erklärung der Menschenrechte auch: Angemessene Unterkunft ist ein Menschenrecht. Trotzdem nimmt Obdachlosigkeit zu. Und das ist seltsam normal. Denn es gibt Narrative, die das rechtfertigen: ‚Die wollen so leben. Und die sind freiwillig obdachlos. Niemand müsste auf der Straße leben. Es gibt Behörden und Ämter, die sich darum kümmern, aber die wollen ja nicht.‘ Damit macht man es sich sehr einfach, weil so die komplexen Probleme konkreter Personen brutal reduziert werden. **Housing First, in Finnland macht man das, weil man die Kosten minimieren möchte. Glaubst du, dass das realistisch ist?**

Ich glaube: Ja. Also was ich so an Notarzteinsätzen in der Bahnhofsmission gesehen habe und von den Kosten weiß, die ich aber natürlich nicht genau beziffern kann. Andererseits sterben die Menschen zwanzig, dreißig Jahre früher. Klar: Je früher die sterben, desto weniger kosten die uns. Das kann man auch so rechnen und manche Leute tun das auch. Deshalb ist diese Frage nach den Kosten auch immer eine sehr gefährliche Frage.

Interview: Philipp Catterfeld und Alban Knecht

www.albanknecht.de

